Das erlösende Wort.

Skizze von Otto Robolsky.

Hans Hubert Heinrich Ferdinand Karl Thassilo Baron von * und * war nahe daran, sein junges Leben in einem Augenblick schalen Ramutes von sich zu werfen, als das Schicksal zu ihm zwei Worte sprach, die ihn von seinem Vorhaben abbrachten und ein neues Dasein beginnen ließen. Man würde in diesen entscheidenden Worten vergebens eine Spur von Weisheit suchen, ihr Zauber lag einzig darin, daß sie just zur rechten Zeit gesagt wurden. Die Geschichte, für die glaubwürdige Zeugen zu nennen wären, spielte sich ungefähr folgendermaßen ab:

Kurz nach Vollendung des fünfundzwanzigsten Lebensjahres war mit Hans Hubert eine bedeutsame Veränderung vor sich gegangen. Er wurde des Verkehrs mit seinen Standesgenossen überdrüssig, die für einen jungen Mann seiner Art herkömmlichen Vergnügungen langweilten ihn, und er fühlte, daß er anders sei als die andern. Ungesäumt zog er die Folgerungen aus dieser Selbstbeobachtung, er mied allen Verkehr und begann ein eigenes Leben zu leben, daß den Außenstehenden, wenn sie davon Kenntnis erlangt hätten, über alle Begriffe merkwürdig, ja märchenhaft erschienen wäre.

Eine kleine alte Villa, die vergessen in einem mit hoher Mauer umschlossenen Garten gebettet, gerade nahe genug, um mit der Weltstadt in Verbindung zu bleiben, aber doch von ihrem banalen Lärm unberührt, war sein Reich, das er mit allen Schätzen der Kunst und allen Künsten der Bequemlichkeit einrichtete. Ein alter Kammerdiener mit dem würdigen Gehaben eines Haushofmeisters vermittelte den Verkehr mit der Außenwelt und hatte den gemessenen Befehl, nur vor dem Auge seines Herrn zu erscheinen, wenn es unumgänglich nötig war. Die bejahrte Frau, die ihn bei der Aufrechterhaltung der Ordnung unterstützte, mußte gänzlich unsichtbar bleiben, was übrigens ein Akt kluger Vorsicht war.

In diese Welt, die er nur selten verließ, spann sich der junge Hans Hubert ein. Da ihm eine gewisse Art von Ordnungssinn — wenn auch mit einigen Einschränkungen zu verstehen — angeboren war, führte er ein ziemlich geregeltes Dasein. Der Vormittag, der etwa um zehn Uhr begann, war nach der Einnahme eines einfachen, aber nahrhaften Frühstücks der liebevollen Pflege des Körpers gewidmet. Dann wandte sich der jungen Einsiedler dem Genusse der Kunst und Wissenschaft zu, in seinen Büchern studierend, deren Lederband seinen eingeprägten Goldstempel trug, oder seine Sammlungen besichtigend und ordnend. Bei diesem Tun empfand Hans Hubert täglich neue Wonnen gleich seinem Vorhänger, dem erlauchten Herzog Des Esseintes, der dabei auch ein wenig sein Vorbild gewesen war. Indessen läßt sich nicht verkennen, daß Hans Hubert in dieses Dasein seine eigenen Nüancen brachte.

Des Abends erhielt er den Besuch schöner Mädchen, deren Moral sich auf die Gesetze der Schönheit und Fröhlichkeit beschränkte. Ihrer waren sieben an der Zahl, für jeden Tag der Woche eine, und die Wandteppiche in Hans Huberts Gemächern fingen jeden Abend den Klang eines anders abschattierten, immer aber hellen und heiteren Lachens auf.

In dieser angenehmen Art, jeder Tag ein Fest, vergingen etwa drei Jahre, als sich wiederum eine bedeutsame Aenderung anbahnte, nicht in Hans Huberts Sinn zwar, wohl aber in dem Gebaren der Welt da draußen, die es, neidisch und habsüchtig, müde war, an der verschwiegenen Villa auch weiterhin achtlos vorbeizurollen.

Schon seit einigen Monaten säumte der sonst so wohlerzogene Kammerdiener, seinen Herrn mit der gebotenen Eile von der Qual seiner Gegenwart zu befreien. Wenn er seine Handreichungen verrichtet hatte, blieb er bisweilen unschlüssig stehen, räusperte sich, und schließlich wagte er sogar einige verlegene unzusammenhängende Worte zu stammeln von Lieferanten, die auf Bezahlung drängten, von Geld, das nicht mehr vorhanden sei und dergleichen profanen Dingen. Hans Hubert winkte lächelnd mit der Hand, er hatte sich längst entwöhnt, an derlei Aeußerlichkeiten auch nur zu denken, verzieh indessen nachsichtig seinem Diener, der sich mit dem Ausdruck der Beschämung und Ratlosigkeit auf der wohlrasierten Miene geräuschlos zurückzog. Leider wiederholten sich diese Vorgänge, und schließlich vergaß François die schuldige Ehrerbietung soweit, auf die abwehrende Handbewegung vieldeutig mit den Achseln zu zucken.

Es geschah zu dieser Zeit, daß Hans Hubert die Anzeige vom Tode seines Vaters, des außer ihm einzigen noch lebenden Gliedes der Familie, erhielt. Die Nachricht erregte den jungen Mann nicht sonderlich, und in der Tat war dazu auch kaum Anlaß vorhanden, denn der Vater hatte sich um den Sohn ebensowenig gekümmert wie dieser um jenen. Allerdings, die Uebereignung des Erbes würde unangenehme Beschäftigungen erfordern. Hans Hubert fühlte einige Erleichterung in dem Gedanken, daß er wenigstens mit dem Schlosse seiner Väter keine Arbeit mehr haben würde. Dieses war längst eine schöne Redensart und ein Sanatorium für Nervenleidende geworden. Bedauerlicherweise war auch das übrige Erbteil nur eine Phrase. Papa hatte den Rest des noch nicht aufgezehrten Vermögens vorsorglich in eine Leibrente umgewandelt, so daß für den Sohn nichts übrig blieb. Dieser war zu gerecht, um seinem Vater böse zu sein. Nur daß Papa ihn vor dieser Transaktion nicht in Kenntnis gesetzt hatte, schien ihm inkorrett.

Als Hans Hubert eines Morgens klingelte, kam François nicht. Er erschien auch nicht, als Hans Hubert zwei-, drei- und mehrmals auf den elfenbeinernen Knopf drückte.

Der Baron stand auf, nahm einige Cakes zu sich, widmete sich der Pflege seines Körpers mit der gewohnten sorgenden Liebe und kleidete sich an.

François war auf und davon. Hans Hubert wußte, was dies zu bedeuten hatte. Der Augenblick war gekommen.

Er schlenderte langsam durch sein Haus. Im Vorzimmer rührte er mit leisem Finger an die birmanischen Tempelglöckchen, deren helle Klänge sich zu einem süßen Akkord verschmolzen. Er blickte in das Badezimmer, dessen Spiegelwände seine Gestalt zurückwarfen. In der Bibliothek strich er über die Bücherrücken, deren weiches Leder seine Hand sanft liebkoste, und er grüßte die Bilder und Teppiche. Aus einem Schränkchen steckte er einen kleinen Gegenstand zu sich. Dann legte er sich auf einen Diwan, der die Wände eines Raumes säumte und sank in Denken.

* * *

Es mochte eine Viertelstunde, konnte aber auch eine Stunde vergangen sein, als sich ein Wesen durch die Tür schob, das sich in dieser Umwelt wie ein Nickelmann zu Lande ausnahm und in der Hauptsache Bauch war. Dieses Wesen, das auf dem Haupte einen Zylinder trug, der den Gesamteindruck nicht wesentlich verbesserte, bewegte sich ungelenk vorwärts, schnaufte und blickte ratlos um sich.

Hans Hubert beobachtete dieses Gebaren mit stillem Genuß, bis er von dem wohlbeleibten Herrn bemerkt wurde. Dieser nahm den Zylinder ab, knöpfte nicht nur den Ueberrock, sondern auch den Rock auf und erzählte dabei in nicht sehr gewähltem Deutsch allerhand unzusammenhängende Dinge, woraus man unschwer entnehmen konnte, daß der Mann ein Gläubiger sei, ein Gläubiger Hans Huberts, daß er nun nicht mehr länger warten könne, sondern sein Geld unbedingt gleich haben müsse, sofort auf der Stelle.

Als der andere nicht antwortete, brach der wohlbeleibte Herr seine Rede endlich verblüfft ab, und nach einer Weile sagte Hans Hubert lächelnd und leise: „Es tut mir leid, mein Lieber, daß Sie eine Enttäuschung erleben werden."

Der Mann mit dem Bauch vergaß, daß ihm sein Arzt verboten hatte, sich aufzuregen. Er wurde heftig und gebrauchte starke Worte, mit keinem anderen Erfolge freilich, als daß sich Hans Hubert auch darüber amüsierte. Nickelmann prustete, pustete und sprach in öligem Ton von dem Segen der Arbeit, ein Thema, das er oft vor seinen jungen Leuten zu behandeln pflegte. Hans Hubert hörte freundlich lächelnd zu. Dann sagte er: „Ich habe keine Lust."

Von einer reichen Heirat sprach der dicke Herr. Hans Hubert: „Ich habe keine Lust."

Der andere wurde weich, zart und schmelzend. Er redete dem Baron zu wie einem verzogenen Kinde, flehte ihn an.

Der Strom der Rede rauschte weiter. Der junge Mann lauschte, die Augen halbgeschlossen, dem Plätschern, ohne die Worte zu verstehen. Es tat ihm wohl, eine Stimme zu hören, mochte sie auch mißtönend lauten. Es war schon ein paar Tage her, daß jemand zu ihm gesprochen hatte, denn die schönen Mädchen schienen die kleine Villa vergessen zu haben.

Aus seinen Träumen fallend, sagte Hans Hubert vor sich hin: „Ich habe kein Geld." Ekel und Ungeduld stiegen in ihm auf. Er wollte ein Ende machen.

Der dicke Mann zwinkerte mit den Augen, förderte aus der Gegend oberhalb des Bauches eine Brieftasche zutage, befeuchtete seine Fingerspitzen und zählte fünf blaue Scheine auf den Tisch.

Hans Hubert verstand erst nicht recht — dann verließ ihn seine Ruhe, sein Gesicht färbte sich und mit heftiger Gebärde schob er die Scheine zurück, daß sie auf den Boden fielen.

Nickelmann war verblüfft, er stotterte: „Da — was dann. . .?"

Hans Hubert griff in die Tasche und zog ein kleines brüniertes Ding hervor, einen Browning.

Da überkam den andern die Wut, die Angst um sein Geld, er vergaß alles, ließ die Höflichkeit beiseite, die außerhalb seines Stiles lag, und schrie mit tirschrotem Gesicht: „Sie Ochse. . ."

Im nächsten Augenblick bereute er, sah scheu auf die Waffe und zitterte. Unwillkürlich hob er die Hand vor das Gesicht, wie um sich zu schützen.

In der Miene des Jungen krampfte sich etwas zusammen.

Aber dann geschah das Unerwartete, das Unsinnige: Hans Hubert warf den Browning in weitem Bogen fort und. . .lachte. Er lachte laut, lachte herzlich, bog sich vor Lachen, wurde rot im Gesicht und bekam das Husten. Und lachte immer wieder und wieder.

Dem wohlbeleibten Herrn wurde es unheimlich. Wie — dieser junge Mann, der sich eben totschießen wollte, der lachte! War das nicht heller Wahnsinn? Nickelmann stulpte hastig den Zylinder aufs Haupt, gewann, sich rückwärts tastend, die Tür und stürmte aus dem Hause.

Hans Hubert lachte immer noch. Lachend zog er den Ueberrock über, drückte den Hut auf den Kopf. Er sah sich noch einmal um, dann raffte er die fünf vergessenen Scheine auf und knitterte sie in die Tasche.

Er verließ die Welt, die ihm drei Jahre gehört hatte, schloß ab und warf den Schlüssel ins Gebusch. Blanker Sonnenschein lag auf der stillen Straße, eine Amsel pfiff. Hans Hubert schritt vorwärts, summte ein paar Takte vor sich hin. Auf seinem Gesicht lag noch der Glanz des Lachens, ein drolles Dienstmädel schaute sich nach ihm um.

Einem neuen Dasein ging er entgegen.

Etwa sechs Wochen darauf wurde die Verlobung des Barons Hans Hubert Heinrich Ferdinand Karl Thassilo von * und * mit einer sehr reichen Dame bekannt, die sehr jung und leidlich hübsch war. Nur pflegte sie etwas oft von einer gräflichen Pensionsfreundin zu erzählen. Auch hatte sie die Gewohnheit, ihren Bräutigam Hubby zu nennen. Immerhin war sie besser erzogen als ihr Papa. Dieser fand noch vor der Bekanntgabe die Gläubiger seines Schwiegersohnes durch einen geschickten Mittelsmann ab. Mit siebzehn zwei Drittel Prozent. Sie freuten sich über den guten Verdienst.

Nickelmann bekam überdies die fünfhundert Mark zurück. Als er nach einem reichlichen Mahle den Segen der Arbeit gepriesen hatte, sagte er wohlgefällig zu seiner Gattin: „Und wem verdankt er sein Glück? Mir, nur mir! Weißt Du, was ich zu ihm gesagt habe?"

„Nun?"

„Herr Baron, habe ich zu ihm gesagt, Herr Baron, verzeihen Sie, aber Sie sind ein Ochse! Man muß nur das rechte Wort finden."

Anweisung zur Herstellung eines modernen Damenhutes.

Nimm eine beliebige Stroh- oder Filzform und gib sie deinem Baby eine halbe Stunde lang zum spielen.

Dann hole allerhand alten, möglichst bunten Plunder hervor: Seidene Bänder, Spitzentestichen, Stoffe jeglicher Art, Posamenten, Knöpfe, Schnallen, Perlen usw. und lege das alles in einem Haufen auf den Tisch.

Hierauf greife mit verbundenen Augen einige Stücke heraus und nähe oder klebe sie irgendwo und irgendwie an die Form an.

Als nächstes nimm die Binde von den Augen, wirf das soweit gediehene Werk in die Luft und fange es mit dem Kopf wieder auf. Du weißt dann genau, was an dem Hut vorn sein muß und was hinten.

Und nun bleibt dir nichts weiter übrig, als an irgend einer Stelle ein paar Federn — so groß und bunt wie möglich — drauf zu stecken und den Hut als neuestes Pariser Modell deinen Freundinnen vorzuführen.

Wer andern eine Grube gräbt . . . .

Meyers hatten seit kurzem eine neue Köchin, und seit dieser Zeit schien es ihnen, als ob die angebrochene Flasche Sherry, die auf dem Buffet stand, täglich weniger Inhalt aufweise. — Sollte die neue Küchenfee etwa dem Alkohol huldigen? Was nun tun? Wie sich Gewißheit verschaffen? Denn ohne solche wollte man das Mädchen, das so ausgezeichnet kochte, doch nicht etwa beleidigen. Man mußte ihr eine Falle stellen. Herr Meyer goß daher eine größere Menge seines Haarwassers in die Sherryflasche. Nichtsdestoweniger verminderte sich der Inhalt auch in den folgenden Tagen immer mehr. Da beschlossen Meyers endlich doch, die Köchin zur Rede zu stellen.

„Minna," sagte Frau Meyer mit scheinbar erzwungenem Gleichmut, „können Sie uns vielleicht erklären, wo unser ganzer Sherry hingekommen ist?"

„Haben denn die Herrschaften das nicht gemerkt?", erwidert Minna mit der ganzen Unbefangenheit eines reinen Gewissens. „Ich nehme doch täglich ein bißchen davon in die Bratensauce."

Jörgls Erbschaft.

Von Rudolf Greinz.

Der Bruder Jörgl aus dem hintersten Oetztal hatte eine Erbschaft gemacht. Natürlich hatte der Jörgl darüber eine ganze narrische Gaudi. Völlig unerwartet war ihm das Geld zugefallen. Eine alte Baj'n irgendwo im Unterland drunten, die er kaum dem Namen nach gekannt hatte, war gestorben. Ihr Vermögen fiel, da sie eine alte Jungfer war, den Verwandten zu.

Auf den Jörgl trafen dreihundert Gulden. Das erschien ihm als ein großes Kapital. Was konnte man da alles anfangen damit! Heiraten wollte er und ein Güatl übernehmen. Das war einmal gewiß.

Der Jörgl war nicht mehr ganz jung. Ende der Vierzig. Ein großer, stämmiger Mensch mit schwarzem verwildertem Bart und Haar. Er war Knecht beim Mooshammer. Die Rosina war Dirn beim gleichen Bauern. Seit Jahren schon hatten sie eine G'ipusi miteinander und sparten ihren Lohn zusammen, um dann einmal heiraten zu können.

Und nun kam dieser Glücksfall. Der Jörgl wollte sein Geld persönlich beim G'richt in Innsbruck abholen. Das ließ er sich nicht nehmen.

Die Rosina war noch nie in Innsbruck gewesen. Der Jörgl hätte sie gern mitgenommen. Der Bauer aber ließ sie nicht fort. Der schimpfte schon, daß sein Knecht sich ein paar freie Tage ausbat.

Das letzte Mal war der Jörgl vor zwanzig Jahren in Innsbruck gewesen. Er hatte Mühe, bis er sich in der Stadt zurechtfand. Klopfenden Herzens betrat er das Gerichtsgebäude.

Den Hut, seinen schönen Sonntagshut, hatte er fest unter den Arm gepreßt und stand nun in demütiger Haltung vor dem Beamten, der ihm sein Erbteil ausbezahlen sollte.

„Papier oder Gold?" frug ihn der Beamte.

„Mir war' lieber alles in Silber! Dös dergibt mehra!" grinste der Jörgl.

Der Beamte gab ihm einen großen Teil Silber, das andere in Papier. Hocherhobenen Hauptes verließ der Jörgl das Gerichtsgebäude. Er kam sich wie ein Krösus vor.

Langsam schlenderte er durch die Straßen von Innsbruck und begaffte die Schaufenster. Waren die schon! So etwas hatte der Jörgl seiner Lebtag noch nie gesehen. Was sollte er nun anfangen? Er beschloß, sich einen recht guten Tag zu machen. Nobel und fein wollte er's geben!

Zuerst wollte er seiner Rosina was kaufen. Die sollte auch was haben von seiner Erbschaft. Lange stand er vor den Schaufenstern, unschlüssig, was er einhandeln sollte. Etwas Feines mußte es sein, und etwas ganz Extra's!

Zuletzt erstand er in einer Kunsthandlung ein Bild des Großen Kanals in Venedig mit Rahmen. Der Rahmen gefiel ihm besonders gut. Ein schwerer Goldrahmen, der prächtig glitzerte. Da würde die Rosina Augen machen!

Mit dem Bild unter'm Arm spazierte er nun vergnügt weiter. Beim Mittagessen, das er in einem guten bürgerlichen Gasthaus verzehrte, hieb er tapfer ein. Auch den Wein ließ er sich schmecken. Nach dem Essen beschloß er, herumzufahren. Die elektrischen Trams imponierten ihm gewaltig. Ab und zu verschwand er auch wieder in einem Wirtshaus.

Als es Abend geworden war, sah er viele Menschen durch die Maria Theresienstraße über den Burggraben eilen. Der Jörgl ging ihnen nach.

Die Leute strebten alle ins Theater. Das war dem Jörgl gerade recht. Im Theater war er noch nie gewesen. Das Bild noch fester unter dem Arm haltend, schritt der Jörgl die Stufen zum Innsbrucker Stadttheater hinan. Im Foyer war alles voll Menschen. Man gab „Die lustige Witwe".

Der Jörgl pflanzte sich vor der Kasse auf. Vor ihm stand ein elegant gekleideter Herr. Der Jörgl stieß ihn mit seinem Bild ganz unabsichtlich an.

„Sie, passen Sie doch auf!" schimpfte der Herr. Der Jörgl schob das Bild etwas mehr nach rückwärts. Eine ältere, ziemlich beleibte Dame stand hinter ihm.

„Auweh! Auweh! Rennen's mir nit den Bauch ein!" jammerte sie. Der Jörgl war froh, als der elegante Herr den Schalter verließ.

„I möcht' an an Platz!" verlangte er.

„Stehplatz? Galerie? Parkettsitz?" fragte ihn die Dame an der Kasse von oben herab.

„'sNobelste halt!" sagte der Jörgl.

„Das Nobelste ist eine Loge!" belehrte ihn die Kassierin.

„Nachher a Losch!" forderte er.

„Parterreloge? Ersten Rang?"

„Die öbrigste!" grinste der Jörgl, in der Meinung, daß die höchste auch die beste sei.

„Zehn Kronen!" sagt die Kassierin und schob ihm das Billett hin.

„Waaas?" fragte der Jörgl.

„Zehn Kronen! Schnell, schnell! Ich hab' keine Zeit!"

„Dös kunntest decht (doch) a bissel billiger lass'n!" meinte der Jörgl und öffnete langsam seinen Geldbeutel.

„Da wird nicht gehandelt! Zahlen!" Die Kassiererin wurde ungeduldig. Die Leute von rückwärts fingen an zu schimpfen und drängen. Den Jörgl störte das nicht.

„Da hast achte!" meinte er und warf vier Gulden auf den Schalter.

„Noch zwei Kronen oder das Billett zurück!" drohte die Kassiererin.

„Dö sakra Weiberleut' müass'n decht alleweil recht hab'n!" lachte der Jörgl, bezahlte noch einen Gulden und ging dann bedächtig weiter.

Als er seine Loge betrat, fing gerade die Ouverture an. Der Jörgl war die ersten fünf Minuten ganz dasig (sehr ruhig). Das Licht, die vielen eleganten Damen, die Musik verwirrten ihn. Sein Bild hatte er in die Ecke gestellt und sich dann auf einen Sessel gesetzt. Den Hut hatte er am Kopf behalten.

Beim Aufgehen des Vorhangs paßte der Jörgl mit offenem Maul auf wie ein Haftelbeißer. So andächtig war er in der Kirche, wenn der Herr Pfarrer predigte, noch nie gewesen.

Zuerst verstand er einmal gar nichts. Aber wie die Leute da drunten auf der Bühne herumgingen, sangen und tanzten, das gefiel ihm sehr gut. Nach dem ersten Akt fühlte sich der Jörgl in seiner Lage schon ungemein behaglich. Es genierte ihn nicht im mindesten, daß man ihn im Theater allgemein bemerkte und mit Operngläsern nach ihm sah.

„Teuxel, bald (wenn) i jetzt raach'n könnt', war' i no amal so kommod!" dachte der Jörgl.

Er überlegte nicht lange, sondern stopfte sich sein Pfeifl und blies mächtige Rauchwolken von sich.

In der Nebenloge hustete eine Dame. Gleich darauf kam ein Polizeimann in Jörgl's Loge.

„Da wird nicht geraucht!" sagte dieser barsch.

„Ah nit?"

„Nein!"

„I tua's glei aweg, bald i's ausg'raacht hab'!"

„Das müssen Sie sofort wegtun! Sonst arretiere ich Sie!"

Der Jörgl steckte mürrisch sein Pfeifl wieder ein.

„Tun Sie den Hut herunter!" gebot der Polizeimann weiter.

„Sell aa no?" fragte der Jörgl. „Und bald i'n nit aber tua, was g'schiecht nachher?" Dabei grinste er den Polizisten unverschämt an.

„Im Theater sitzt man nicht mit dem Hut am Kopf!" erwiderte dieser.

„Gelt, du aber hast dei Kapp'n schon auf!" triumphierte der Jörgl.

Der Polizeimann sagte gar nichts mehr, sondern ging und schlug die Logentür geärgert hinter sich zu.

„Dem hab' i aber guat hoamg'leuchtet!" lachte der Jörgl und „rammelte" sich noch behaglicher über die Logenbrüstung.

Den Hut drückte er nun unternehmend auf eine Seite und spuckte gemütlich vor sich hinunter. Ein älterer Herr mit einer großen Glatze, der im Parterre saß, rieb sich seinen kahlen Schädel und blickte verwundert herum.

Der zweite Akt begann. Der Jörgl war ganz Aug' und Ohr. Nun konnte er schon alles verstehen, was auf der Bühne gesprochen und gesungen wurde.

Bei dem Liede vom dummen „Reitersmann", das Hanna Glawari dem Grafen Danilo sang, wurde der Jörgl ganz aufgeregt. „Gib ihr decht a Bussel, du Tepp, du!" schrie er hinunter. Allgemeines Halloh im Publikum.

Der Jörgl wurde immer kühner. Die graziöse Musik ging ihm in die Glieder. Als Danilo und Hanna tanzten, juckte es ihn in den Beinen. Er fing an mit den Füßen zu strampeln und schlug sich mit den Händen auf die Knie.

Das Publikum begann zu zischen und nach Ruhe zu rufen. Der Jörgl, der das Zischen als zum Spiel gehörig betrachtete, zischte brav mit.

Von der Loge nebenan rief jemand herüber: „Wollen Sie wohl gleich ruhig sein, Sie Bauernlümmel!"

„Ha?" rief der Jörgl und beugte sich ganz vornüber, um besser hören zu können.

„Ruhe! Pscht!" von unten. Der Jörgl war von selbst wieder ruhig geworden. Nur ab und zu begleitete er eine besonders gefällige Melodie mit leisem Pfeifen oder Schnalzen mit der Zunge.

„Teufel! Dös is schian!" rief er über eine Weile ganz begeistert aus und spie voll Behagen drei- bis viermal ins Parterre hinunter.

Drunten entstand eine Unruhe. Der ältere Herr mit der Glatze fing laut zu schimpfen an.

„Wollen Sie wohl ruhig sein — Sie —" hörte man empörte Stimmen von drunten.

„Ich bin nicht ruhig! So eine Infamie!" brüllte der ältere Herr und wischte sich verzweifelt seine Glatze ab.

Ein paar Herren aus dem Publikum hatten sich erhoben und brachten den Glatzigen, der sich wütend wehrte, aus dem Zuschauerraum.

„Eine Infamie ist es! Herunterjp—!" Mehr konnte man nicht hören. Der ältere Herr war hinausbefördert. Der Jörgl hatte gar nicht bemerkt, was er angerichtet hatte.

Als der Vorhang zum zweiten Male fiel, klatschte der Jörgl wie besessen. Er sah, wie sich viele Leute während der Pause erhoben, und verließ nun auch seine Loge.

Beim Buffet im ersten Stockwerk ließ er sich ein Krügel Bier und drei Schinkensemmeln geben. Er trug alles in seine Loge hinauf und wollte es dort in vollster Gemütsruhe verzehren.

Kaum war er droben, verlöschten die Lichter. Der Jörgl stellte das Glas Bier vor sich hin, wickelte die Brote aus dem Papier und fing an zu essen und zu trinken.

„Sie! hier wird nicht gegessen!" Ein Herr aus der Nebenloge rüttelte ihn energisch beim Arm.

Der Jörgl wollte gerade einen tüchtigen Schluck tun. Er erschrak aber und ließ das Glas samt dem Bier ins Parterre fallen.

Unten erhob sich ein fürchterlicher Lärm. Leute in den hintersten Reihen, die nicht wußten, um was es sich handle, drängten dem Ausgang zu. Damen kreischten. Der Vorhang, der gerade in die Höhe gegangen war, senkte sich wieder. Die Lichter im Zuschauerraum brannten.

„Laßt mi aus oder nit, du Sakra, du verfluachter!" schimpfte droben der Jörgl zu seinem Nachbar hinüber.

„Ich lasse Sie einsperren!" brüllte der herüber.

„Schau', daß i dir eine eini hau'! Dös guate Biar! Is ewig schad' drum!" jammerte der Jörgl.

„Sie sind ja betrunken, Sie Lümmel, Sie!" schimpfte der Herr herüber.

Der Polizist erschien in der Logentür. Er machte diesmal kurzen Prozeß, faßte den Jörgl beim Kragen und führte ihn auf den Korridor hinaus. Dort hatte inzwischen schon eine ganze Menschenansammlung stattgefunden.

„Sie werden sofort das Theater verlassen!" herrschte ihn der Polizist an.

„Natürlich geh' i! Und gearn aa no!" rief der Jörgl empört. „I pfeif' auf enker Theater! Die Leut' lassen oan' ja koa Ruah' nit!"

Dieser Ausspruch entfesselte das schallende Gelächter der Umstehenden. Der Polizist zog mit dem Jörgl schleunigst ab. Das Publikum kehrte in heiterster Stimmung wieder auf seine Plätze zurück, und die Vorstellung konnte von da ab ihren ungestörten Verlauf nehmen.

Das schöne Bild, das der Jörgl in der Eile in seiner „Losch" vergessen hatte, bekam er pünktlich zugestellt.

Der Jörgl und die Rosina haben geheiratet. Ueber ihrer doppelspannigen (zweischläfrig) Bettstatt in der Kammer hängt stolz das Bild vom Canale grande in Venedig.

Auf seine Innsbrucker „Roas" kommt der Jörgl noch oft zu sprechen. Dann meint er wohl: „Fein is's auf Sprugg g'wesen und verfluacht nobel! Schad' lei, daß i dös schiane Stuck nit fertig derjöch'n hab'! Aber wartet's lei! Wenn i wieder a Erbschaft mach', fahr' i mit der Rosina auf Sprugg! Und da lassen wir uns das Stuck ganz alloan vorspiel'n! Da wird man wohl nachher sein' Fried' hab'n!"

Schofles Honorar.

Dem im Jahre 1560 zu Bologna geborenen Maler Annibale Carracci, dessen „heiliger Rochus" noch jetzt eine Zierde der Dresdener Gemälde-Galerie bildet, wurde durch den Undank eines Gönners ein tragisches Ende bereitet. Annibali Carracci hatte vom Kardinal Farnese den Auftrag erhalten, die Gallerie seines Palastes mit Gemälden zu schmücken. Seine Arbeit nahm volle zwanzig Jahre in Anspruch und wurde nach ihrer Vollendung von den Kennern als eine Meisterleistung in Rafails Stile anerkannt. Nun händigte Farnese dem Künstler das Honorar aus: 500 Goldtaler für 20jähriges Schaffen. Carracci, aufs furchtbarste enttäuscht, schrieb dem Kardinal: „Bei dieser Bezahlung kommen rund 25 Goldtaler auf ein Jahr. Soviel aber hätte ich auch verdient, wenn ich geblieben wäre, was ich war." Carracci, der anfangs Schneider gewesen war, verfiel fortan in Schwermut und starb ein Jahr nach dieser Enttäuschung in geistiger Umnachtung.

Amerikaner stehen zuviel?

Richtiger Gebrauch der Füße als Unterrichts-Gegenstand.

Nicht von dem ersten besten Steckenpferd-Reiter, der in irgend eine gesundheitliche Theorie einseitig vernarrt ist, kommen die nachstehenden Auslassungen, sondern von einem der hervorragendsten Militärärzte der Vereinigten Staaten; sie sollen auch nicht speziell für das militärische Leben gelten, — vielmehr für andere Kreise erst recht!

Major Dr. W. G. Erving, welcher unter den Auspizien des Oberstabsarztes Gorgas und des Kriegsamtes selber einen Vortrag über diesen Gegenstand hielt, erhob im allgemeinen, zunächst aber hinsichtlich seiner Landsleute den Vorwurf, daß sie entschieden zuviel stehen.

„Wir müssen," betonte er, „über die Vorstellung hinwegkommen, daß der Fuß vor allem eine Stütze sei. Das ist er eigentlich überhaupt nicht. Je weniger wir ihn als Stütze benutzen, und je mehr und zweckmäßiger wir uns andererseits mit ihm herumbewegen, desto besser wird es für uns sein. Es ist eine bedauerliche Neigung des modernen Lebens, den Fuß viel zum Stehen zu gebrauchen. Im Leben der ursprünglichen Naturmenschen diente er nur sehr wenig dazu. Unter wilden Stämmen pflegte man, wenn man nicht herumging, zu sitzen; aber viele moderne Beschäftigungen verlangen das Stehen, und zwar ohne Ruhe, oft viele Stunden hindurch."

Dieser Gedanke wird dann im wesentlichen folgendermaßen weiter verfolgt:

Ein sehr bekanntes Beispiel hierfür kann das Leben des Aufwärters bieten, der häufig einen großen Teil seiner Zeit stehen muß. Andere alltägliche Beispiele bieten die Berufe des Grocers und Fleischers. Auch ein großer Teil der schriftlichen Arbeiten wird stehend verrichtet. Erst im letzten Jahre hat man sich zum Teil bemüht, den Leuten mehr Gelegenheiten zum Sitzen zu geben, wann immer solches tunlich ist.

Der Fersenknochen liegt nicht unmittelbar unter dem Körper, sondern er steht in einem beträchtlichen Winkel nach außen. Beim Stehen wird daher der Fuß nur durch eine beständige Anstrengung der Muskeln auf der anderen Seite in gerader Stellung erhalten. So ermüdet man diese Muskeln und ihre Bänder. Schließlich werden die Muskeln erschöpft und strengen sich nicht weiter an. Der Fuß schmerzt dann mehr oder weniger, und er hat seine normale Gestalt, die einer Wölbung, verloren.

Das ist das Hauptungemach bei anhaltendem Stehen und kann noch zu mancherlei anderen Uebeln recht ernster Art führen; es sollte daher soviel wie irgend möglich vermieden werden. Wenn wir zu stehen haben, so sollten wir versuchen, das Gewicht von einem Fuße auf den anderen überzuladen, um nicht eine Partie Muskeln zu stark zu ermüden. Aber besonders sollten wir nicht versäumen, niederzusitzen, so oft das möglich ist.

Man sollte meinen, das Gehen sei eine ziemlich einfache Bewegung; aber das richtige Gehen ist so sehr einfach nicht, und viele Personen gehen schlecht und unzuträglich. Manchmal fängt das Uebel schon in früher Kindeszeit an. Vielleicht sind die Kinder so schwer, daß ihr Fuß nachgibt; oder sie waren lange krank, und ihre Muskeln sind nicht entwickelt worden, oder auch — und ganz besonders — es ist ihnen ungeeignetes Schuhwerk angezogen worden! Aus letzterem Uebel könnte man schon allein ein langes Kapitel spinnen. Doch es sei nur das eine noch bemerkt, daß der rechte Gebrauch der Füße und die rechte Pflege derselben jedem schon von Kind auf beigebracht werden sollten. Unterlassungssünden muß die erwachsene Generation büßen.

Falsch ausgedrückt.

Der Husarengeneral Werner war ein derber Soldat, der nicht viel auf sein Aeußeres hielt und dem es nicht darauf ankam, in Inchtenstiefeln das Kabinett des Königs zu betreten.

Eines Tages wurde Friedrich dem Großen diese Ungenertheit doch etwas zu bunt, als der General nach einer Parade ungewaschen und verschwitzt bei ihm eintrat. Der König hielt sich die Nase zu und sagte, um den unverfrorenen Besuch daran zu erinnern, was der gute Ton erforderte:

„Werner, hör' Er mal! Er riecht höchst fatal!"

„Nein, Majestät", entgegnete der General in gemütlichem Freimut, „ich kann Ew. Majestät nicht recht geben."

Friedrich runzelte die Stirn wegen der unverschämten Widerrede, aber da er sich gern eine offene Antwort gefallen ließ, wenn sie nur begründet wurde, fragte er, eine Nuance weniger freundlich:

„Wie meint Er das?"

„Ew. Majestät," versetzte der General, „riechen, und ich stinke!"